

Nekr  
K  
78

HEDWIG KREBS





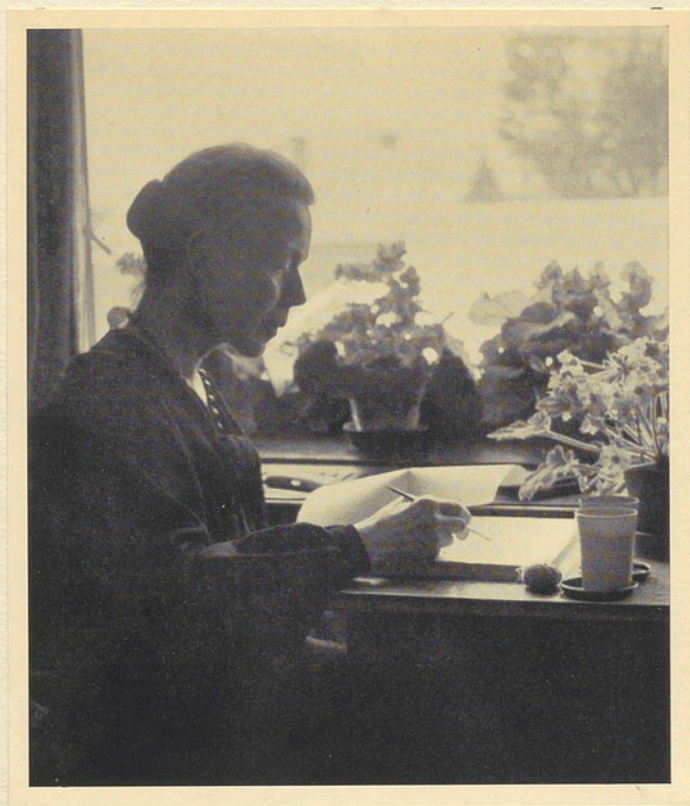
Nehr K 78

**HEDWIG KREBS**

1874-1948

(E[ster] ~ W[asser]-G[amper])

61723  
[Dr. Hans Waser]  
2.



## LEBENS BILD

Hedwig Krebs wurde in dem Landarzthaus zu Herzogenbuchsee geboren, das den Lesern von Maria Wasers Büchern wohlvertraut ist. Früh sahen hier die drei Töchter ihre Eltern mit allen guten Kräften des Lebens gegen Krankheit und Tod kämpfen, und früh ist ihnen mit der natürlichen Daseinsfreude der Landkinder auch die Ehrfurcht vor allem Lebendigen eingegangen. In Hedwig, der mittleren der drei Schwestern, ist diese Ehrfurcht zur liebenden Sorgsamkeit und zur stillen Andacht vor dem Geheimnis lebendiger Entfaltung geworden, die dann später in ihrer Blumenmalerei ihren wahren Ausdruck gefunden.

Hedwigs Kinderbildnis wird uns im Erinnerungsbuch der Schwester, in der Dichtung «Sinnbild des Lebens», geschenkt: Sie pflegte des Nachts an der Wiege des jüngern Schwesterchens emporzuklettern, um ängstlich nachzuprüfen, ob die Kleine auch frei genug atmen könne. Auf Familienspaziergängen sah man die schwächliche Hedwig allen voraneilen, unablässig sich bückend, bald nach Blumen, bald nach Steinen, die sie sorgsam an den Straßenrand trug, damit Mutters Fuß sich nicht daran stoße. Weder der Spott der Kinder noch der Mutter sanfte Einwendungen konnten das Kind von solch mühsamem Tun abhalten. Immer war ihrer ängstlichen Sorge um die andern eine Spur Eigensinn

beigemischt. Wenn die kleine Schwester «Runggeli» im Winter vom Schlitteln heimstürzte, wurde sie von Hedwig sorglich mit gewärmten Hausschuhen und dem im Ofen schmorenden Bratapfel empfangen. Andern Freude zu bereiten war stets Hedwigs innigstes Anliegen. Schon als Neunjährige legte sie selbstverfaßte Gedichte aufs Kopfkissen der Mutter, um sie vor dem Schlafengehen freudig zu überraschen. Überall, wo sie sich aufhielt, gab es Blumen. Mutters Rezeptiertisch schmückten zu allen Jahreszeiten Hedwigs anmutige Sträußchen, die sie sogar im Winter aus goldenen Gräsern und zierlichen Mooswedelchen zu winden verstand. – Neben dem Bild vom Kind mit dem mütterlichen Herzen finden wir in Maria Wasers Erinnerungsbuch auch Hedwigs Jungmädchenporträt in der poetischen Verklärung einer ersten Liebe, und es wird uns hier erzählt, wie das frühe Glück ohne Erfüllung bleiben, seine dunkle Spur jedoch durch Hedwigs ganzes Dasein ziehen mußte. Immer wieder hatte Liebe nur eine geheimnisschwere, glückversagende Rolle in diesem Leben gespielt bis an die Schwelle eines reiferen Alters.

So blieb Hedwig dem Elternhaus treu. Ihr Pensionsaufenthalt in Wilderswil war die erste und letzte längere Abwesenheit vom Elternhaus. Sie wich nicht mehr von der Seite der herzleidenden Mutter und war glücklich, ihr einzelne Pflichten, wie die täglichen Briefe an die auswärtsweilende jüngere Schwester, abzunehmen und mehr und mehr die Lasten des Haushaltes und der Praxis mitzutragen. Unvermerkt griff Hedwig überall in das feine Räderwerk des alternden Arzthauses ein, daß es in seinen gesegneten Bahnen weiterlief bis ins achte Jahrzehnt der Eltern. So verzichtvoll dieses Leben erscheinen mag, Hedwig Krebs verstand es auf wundersame Weise, ihr Schicksal zu lieben.

Schon eines ihrer schlichten Jugendgedichte verrät ihr stilles Bescheiden:

Bin gegangen in den Garten heute,  
brennend roten Mohn zu pflücken,  
und da fand ich, einsam abgewendet,  
von der Sonnenglut geblendet,  
halbverschlossen eine weiße Aster,  
und mich faßte seliges Entzücken . . .

Mit einem Herzen voll liebender Bereitschaft stand auch Hedwig Krebs in der Blütezeit ihres Lebens. Dann kam der jähe Frost und ein früher Herbst über sie. Doch still und ohne Eifersucht, dankend über ihre kleine weiße Aster gebeugt, sah sie zu, wie andere den roten Mohn des Lebens pflückten. Wohl gab es Jahre stiller Kämpfe. Mit der Zeit aber war ihre Liebe für die alternden Eltern, für die Schwestern und ihre Kinder immer strahlender aufgegangen. Die hingebende Tochter war auch die liebevollste Schwester und ein wahrhaft mütterliches Tanti, das «Tanti-mütterlein», geworden. Alle ihre Nichten und Neffen besitzen unvergeßliche Erinnerungen an das Tanti, das im großelterlichen Doktorhaus die Kleinen mit tausend lieben Freuden verwöhnte.

Nur als ein Beispiel aus dem großen Erinnerungsschatz aller seien hier Erinnerungen ihres Neffen Hans Waser festgehalten: Der kleine Hansi wurde von seiner beruflich überlasteten Mutter auf weite Strecken seines Kleinkinderdaseins zu den Großeltern nach Buchsi gebracht. Sein Kinderbett stand neben dem großen des Tanti. Schwere Keuchhustennächte teilte sie mit ihm, aber auch alle Freuden der Landferien. Besaß sie doch ein besonderes Talent, kleine Ereignisse mit seltener Festlichkeit auszustatten und

sie wie ein Kind mit ihrem Feriengast zu genießen. Ein Fest war es für den Kleinen, wenn das Tanti ihm zurief: «Chum, mer wei ga hümpel!» Bald standen Tanti und Hansi vereint im kleinen Buschwald der Himbeerstauden, wo die rotglühenden Lampionfrüchte hingen. Die Sonne brannte, und es war, als ob der Saft in den Beeren siede. Bienen und Hummeln summten ringsum. Ganz eingetaucht waren sie beide in die singende Sommerglut, selig geborgen in einer stillen Zusammengehörigkeit. Verstohlen führte die Bubenhand ab und zu eine Beere zum Mäulchen statt in den Korb, und die Blicke gingen ein wenig verlegen zum Tanti hinüber, die da ihre Beeren behutsam wie Edelsteine nebeneinander reihte. Nun schauten sich beide an und lachten stillvergnügt. Denn Tanti erlaubte ja alles, doch tat sie ihre Arbeit so sorgsam, daß auch Hansi unwillkürlich weniger naschte und eifriger sammelte. – Unvergeßlich, weil alljährlich mit Sehnsucht erwartet, blieb auch der kühle Novembermorgen, an dem Tanti mit dem Buben feierlich auszog, um im Dorf beim Krämer den sogenannten «Vögeli-käs», einen Kuchen aus Körnern und Backabfällen, zu holen und am hohen Ast des Apfelbaumes für die hungrigen Wintervögel aufzuhängen. – Tiefe Heimeligkeit aber bargen die Winterabende, da Tanti die große Petrollampe auf den Tisch stellte, um den die lesenden Großeltern und der spielende Hansi vereinigt waren. Überall, wo Tanti war, wandelte sich Dunkelheit in Licht, entströmte unscheinbarem Tun festliche Schönheit. Das erlebte der kleine Feriengast im großelterlichen Heim in Buchsi.

Doch dann verlor dieses einzigartige Doktorhaus seine Seele. Der Tod der Mutter war ein Schlag an die Wurzeln von Hedwigs innerstem Wesen. Der erblindende Vater mußte die Praxis aufgeben und zog mit Hedwig in die Nähe



seiner jüngsten Tochter, Maria Waser, nach Zollikon. Schmerzlich litten hier Vater und Tochter unter der Verpflanzung in unstillbarem Heimweh nach der lieben Dahingegangenen und nach dem altvertrauten Buchsi. Über dem Vater schlugen die Wellen der Schwermut zusammen. Nächtelang mußte Hedwig dem Schlaflosen Chopins Klavierwerke vorspielen, während sie am Tage den Haushalt ohne Hilfe besorgte. Tapfer stand die Zarte, immer leicht Kränkliche in der großen Aufgabe. Die in der Nähe wohnende Schwester, ihr «Runggeli», unterstützte sie liebevoll in der Pflege neben den Pflichten im Berufe und im eigenen jungen Familienkreise.

Als dann der Vater nach sechs Leidensjahren erlöst wurde und Hedwig allein und frei im Leben stand, blieb sie aus innerm Bedürfnis in der Nähe ihrer jüngeren Schwester, Maria Waser, deren weit und reich gebautes Dasein von jeher von Hedwig wie eigenes Geschick miterlebt wurde, und die Dichterin sorgte dafür, daß die Schwester Anteil hatte am Glanz ihres Künstlerdaseins, ohne daß Hedwigs idyllische Lebensart durch das städtische Geistesleben allzu sehr gestört wurde. Mit einer befreundeten Architektin richtete Maria Waser eine Wohnung ein, die in der Lage und in den Farben ganz dem Wesen der geliebten Blumenschwester angepaßt war.

In der hellen Fensterecke, wo der Blick weit über den See ging, stand nahe beim lebensgroßen Hodler-Porträt der Mutter Hedwigs Maltisch, und hier sind viele ihrer schönsten Aquarelle entstanden. Denn der Blumenmalerei war Hedwigs innerste Kraft zeitlebens in Tagen der Muße zugeströmt. Zu Wilderswil, in ihrem Pensionsjahr, hatte die Siebzehnjährige einst Unterricht im Aquarellieren genossen, und fortan wurde das Blumenmalen ihr höchstes Glück.

Lange nährte Hedwig die heimliche Sehnsucht, bei einem großen Meister ihr Talent schulen zu lassen. Hatte doch Ferdinand Hodler, der einst bei einem seiner Besuche im Doktorhaus Hedwigs Bilder zu Gesicht bekam, die eigenartige Verteilung von Blüten und Ranken im Bildraum lobend hervorgehoben und eine entschiedene Begabung festgestellt. Doch der Plan der Mutter, die Hedwig an einer ausländischen Kunstakademie ausbilden lassen wollte, scheiterte an Hedwigs zarter Gesundheit und an den engen ökonomischen Verhältnissen des idealistischen Doktorhauses. Hedwig war sich bewußt, daß sich ihr mit diesem Verzicht die Pforten zur großen Kunst für immer schlossen und daß sie ihrer Malerei fortan nur als eine Liebende leben durfte. Im stillen Abseits übte sie ihre zarte Kunst. Zeitlebens wuchs ihre beste Kraft aus Geheimnis und Verborgenheit, und in einem gewissen Sinne ist gerade dies stille Abseits ihren Blumenbildern zugute gekommen; denn es ließ den Hauch einer seltenen Unberührtheit in ihren Aquarellen.

Auch damals, als Hedwig nach des Vaters Tod frei über ihre Zeit verfügte, gönnte sie sich kein ununterbrochenes Malen, wiewohl sie in jenen Jahren oft von einem wahren Malfieber ergriffen schien und mir einmal bekannte: «Nur wenn ich male, lebe ich wirklich». Auch damals also mußte in ihrer Fensterecke der Maltisch oft auf lange Zeit dem Biedermeiernähtisch Platz machen. Denn wenn Hedwig Maria Wasers Überlastung gewährte, holte sie den prallgefüllten Flickkorb der Schwester zu sich, nahm ihr sogar einige Korrespondenzen mit der großen Lesergemeinde ab, aus deren Kreis mancher Ratsuchende in Hedwigs Fensterecke Zuflucht fand. Auch die Neffen kamen mit Freunden und Freundinnen, und für alle war das Tanti da, liebevoll im geduldigen Zuhören, beschwichtigend in ihrem sanften





Erzählen. Wer eine Dämmerstunde in ihrem Stübchen erlebte, wird die Traulichkeit eines solchen Zusammenseins nie vergessen:

Beim ersten Schwinden des Tageslichtes legte Tanti die Näharbeit still beiseite, rückte sich auf ihrem Sitzplatz zurecht – grad wie ein Vöglein beim Einnachten – und dann begann das sachte Plaudern, das meist in alten Buchsichgeschichten ausklang. Zwischenhinein konnte sich die Erzählende unterbrechen, aufhorchend oder mit einem Blick durchs Fenster etwa sagen: «Eh lue, jetz hei si da usse scho d'Latärne azüntet. Bald gsehsch ou de d'Liechtli vo änet em See. – Jä chunt jetz da scho dr Herr Chäller hei, isch ächt öppis mit dr Frou wider nid guet? – Los da, wie Walders Hund jetz agit, das tuet er immer um die Zyt, und das heimelet mi so.» Nie wie in solchen Stunden wurde offenbar, daß Tanti das Leben Schlücklein um Schlücklein einzuschlürfen verstand. Sie liebte die Dämmerung und den Feierabend, wengleich sie für ihr Malen das Licht immer neu herbeisehnte. Wie eine Blume stand sie im Leben, mehr leidend und genießend als tätig und kämpfend. Für alle kleinen Ereignisse des häuslichen Lebens, selbst für ein wenig Klatsch mit der Nachbarin war sie offen in ihrer beschaulichen Aufgeschlossenheit, doch auch für viel Tiefes und Schönes, woran wir modernen Menschen zum eigenen Nachteil vorbeihasten, für die stillen Geheimnisse des Seins, und sie sind in ihre Kunst eingegangen: Alle Lebensstufen reden aus ihren Blumenbildern zu uns in herbverschlossenen Blüten, voll erblühten Blumen, in welkenden Kronen und gelben, zerfressenen Blättern; alles ist von der gleichen Schönheit durchströmt, alles lebt von der eigenen Blumenhaftigkeit der Malerin. Maria Waser war es gegeben, dieses Geheimnis göltig auszusprechen:

Du und die Blumen, könnt' ich je euch trennen?  
Ihr waret so von Anfang eins.  
Dich wissen heißt, auch jene nennen,  
dich lieben heißt, zu ihnen sich bekennen,  
so nah seid ihr im Urgrund eures Seins.  
Ihr Wesen war von je dir offenbar.  
Du sprichst mit ihnen wie mit deinesgleichen,  
vernimmst an Blatt und Blust geheimes Zeichen;  
doch malst du sie, dann wird ihr Dasein wahr.

Mit dem Gedichtzyklus, den diese Verse einleiten, führte Maria Waser die Blumenbilder der Schwester in die Öffentlichkeit. Der illustrierte Gedichtband «Das besinnliche Blumenjahr» ist zum Denkmal einer wunderbaren schwesterlichen Gemeinschaft geworden, bedeutete aber leider für Hedwigs glückliche Zollikerjahre Höhepunkt und Abschluß zugleich; denn «Das besinnliche Blumenjahr» war Maria Wasers letztes Werk.

Durch den Tod der geliebten Schwester fühlte sich Hedwig ähnlich wie einst nach dem Hinschied der Mutter zuinnerst verwaist. Es war ein wahrer Trost, daß ihre ältere Schwester, Gertrud Roethlisberger, ihr in dem Chalet zu Dornegg eine liebevolle Heimstatt einrichtete. Nun lebte Hedwig wieder in der Nähe ihres lieben Buchsi. Im Garten zu Dornegg blühten ihre Lieblingsblumen wie einst im Doktorgarten und lockten in jenen Sommern eine frische Malfreude hervor. An der Seite ihrer humorvollen, lebens-tüchtigen Schwester wagten sich andere Züge ihres im Grunde tapferen Wesens ans Licht. Als in jenen Jahren allerlei Bresthaftigkeit über sie kam, suchte sie sich nach Gertruds Beispiel in gesunder Selbstironie über diese Tücken des Alters hinwegzulächeln. Überall trat sie in die Fuß-

stapfen der älteren Schwester, die in vielseitiger Fürsorge für Kinder und Enkel auch Hedwigs Liebe zu den «Runggelikindern» in praktische Hilfe umsetzen half. Während der Kriegsjahre dörnte das Tantimütterlein Früchte und Gemüse und versandte Pakete mit ländlichen Vitaminen an ihre «Unehligten», wie sie scherzend die nun mutterlosen Kinder ihres «Runggeli» zu nennen pflegte. Dornegg wurde zum Ferienparadies der «Unehligten», vor allem auch ihres Lieblings, des kleinen Georg, des Enkels der jüngern Schwester. Dann kamen die glücklichen Wintermonate, da ihre Schwester Gertrud unten in Herzogenbuchsee im Hause der jüngsten Tochter, Frau Dr. Irma Ruchti, Wohnung nahm. Nun konnte Hedwig wieder wie in ihrer Jugend bei Freunden und Verwandten im Dorfe ein- und ausgehen, vor allem bei ihrer Freundin Amy Moser heimelige Plauderstunden erleben.

Doch auch die beschützende ältere Schwester wurde durch den Tod von Hedwigs Seite gerissen. Daß die wiederum schmerzlich Verwaiste im Hause ihrer Lieblingsnichte, Irma Ruchti, dem lieben «Meiti», bleiben konnte, war ein Glück für sie, auch als sie durch den Wegzug der jungen Familie Ruchti von Herzogenbuchsee nach Ittigen bei Bern verpflanzt wurde. Der Wechsel der landschaftlichen Umgebung kam ihr wenig zum Bewußtsein, da sie hier bald nach dem Umzug durch eine schwere Herzkrankheit für mehr als drei Leidensjahre ans Bett gefesselt wurde. Wichtig war nun vor allem das prächtige Zimmer mit den altvertrauten Möbeln aus dem Doktorhaus und den vielen Blumen aus dem Ittigergarten, ein Raum, der von Meitis Schönheits-sinn ganz nach Tantis Geschmack gestaltet war.

Langsam, Stufe um Stufe mußte hier das Blumentanti das Schwinden der Lebenskraft erfahren. Zuerst durfte sie

noch stundenweise zum Blumenmalen aufstehen. Dann aber mußte sie auch auf diese höchste Lebensfreude verzichten. Briefe zu schreiben war ihr noch erlaubt. Sie schrieb in halbliegender Stellung; trotzdem zeigten ihre Briefe die immer gleich vollkommenen Schriftzüge, die wie Vergißmeinnichtblüten über die Blätter hingestreut schienen. Eine weitverzweigte Korrespondenz verband Hedwig mit Verwandten und Freunden und machte ihr Krankenzimmerdasein reich an vorgestelltem und nachgefühltem Leben. Es war ein Wunder, wie viel stärkende Liebe die zarte Kranke auszuströmen vermochte! Oft schickte sie uns drei Briefe in der Woche, Kabinettstücke feinsten altväterischer Briefkunst, witzig in amüsanten Schilderungen, liebevoll in ihrem Echo, in der warmen Teilnahme an Freud und Leid. Tantis Briefe gaben unserm Alltag den heimlichen Glanz, und wenn wir am Sonntag unsere Antwort schrieben, war uns, als ob wir unser Leben zu ihr hintrügen, um es gesegnet zurückzuempfangen. Wenn wir sie aber besuchten, leuchteten ihre Augen immer strahlender aus dem beängstigend magern Antlitz, und es war wenig irdischer Widerschein in ihnen. Zuerst konnte sie noch beim zeitweiligen Aufstehen durchs südliche Zimmerfenster den tröstlichen Ausblick auf die Stockhornkette genießen. Dann aber war ihr vom Bett aus nur noch gegen die Abendseite das Wiesenweglein sichtbar. Doch wurde der schlichte Feldweg für sie nun den ganzen Tag durch zur Bühne traulicher Ereignisse. In der schlaflosen Morgenfrühe begleitete sie im Sommer die Schnitter zur ländlichen Arbeit und später die Kinder, die zum Schulhaus hinaufzogen. Aufs anmutigste wußte Tanti ihre Besucher mit den Geschichten dieses Weges zu unterhalten. Wenn man da bei ihr am Krankenbett saß, mitten in der erinnerungbeseelten Stube voller Blumen, und



die schmale, abgezehrte Gestalt königlich hingebreitet auf dem großen Lager sah, überkam einen immer noch, wie in den gesunden Tagen bei Tantis Anblick, das Gefühl, daß das menschliche Dasein doch eine erfreuliche und anmutige Angelegenheit sei.

Freilich gilt dies nicht von den ganz letzten Leidenswochen, von denen uns nur ihre Nichte Meiti erzählen könnte, die das Tanti bis zuletzt hingebend betreute. Neben Meiti standen als treue Helfer der Landarzt von Ittigen, den sich Tanti durch ihre geduldige Tapferkeit im Laufe der Leidensjahre zum Freunde gemacht, und die freundschaftlich ergebene Gemeindeschwester von Ostermündigen der Kranken im Schwersten bei. Wunderbar tapfer und wie ihre Schwestern der eigenen Wesensart treu, ließ Hedwig Krebs die letzte Not an sich geschehen. Die heftigen und früh sich verzehrenden Lebensflammen ihrer Schwestern sind zuerst erloschen. Hedwigs sorgsam gehütetes Flämmchen durfte am längsten brennen, ein Leben lang nur zitternd und flackernd, dann aber, schon im Erlöschen, noch einmal in einem ruhigen Schein, der weithin leuchtete und wärmte.

*E. W.-G.*



EIN TRAUM

(ca. 1890, mit 16 J.)

In tiefem Weh hab' ich mich einst geflüchtet,  
hin in den blüh'nden, tannenduft'gen Hain,  
da war ich nun mit meinen stillen Tränen,  
mit meinem bitterm Schmerz für mich allein.

Da fühlt' ich plötzlich mich empor gehoben  
aus einsam dunkler Waldesruh,  
und leise trugen unsichtbare Schwingen  
mich jenem Reich der ew'gen Sterne zu.

Und immer höher ging's hinauf zum Lichte,  
tief unten lag die Welt mit ihrem Schmerz,  
da hatte Jammer, Tränen ich vergessen,  
wie selig, wunderbar ward mir ums Herz!

Es rauschten leise himmlische Gesänge,  
und in ein Zauberland sah ich hinein,  
da war von allen Leiden ich genesen  
— ich war daheim.

Sei still, o, Herz, es kommt ja einst die Stunde,  
da du einschlummern kannst zur ew'gen Ruh,  
und leise trägt der blasse Todesengel  
dich dann dem Licht, den ew'gen Sternen zu.

MIT SECHZEHN JAHREN!

*An die Schwester Maria*

(Jan. 1895, mit 21 J.)

Mit sechzehn Jahren! O, goldene Zeit,  
von seligen Träumen umwoben,  
wie ist da die Welt so herrlich, so weit,  
das junge, ahnende Herz stets bereit,  
zu jubeln, zu singen, zu loben!

Wie ist da die Seele so frisch und so rein,  
wie leuchten die Augen, die klaren,  
wie strahlt so golden der Lenzsonnenschein,  
wie klingen die Lieder der Waldvöglein  
so bezaubernd – mit sechzehn Jahren!

Und alles um dich ist Poesie. –  
Selbst das Rauschen hoch in den Bäumen,  
es wird dir zur schönsten Melodie,  
es erregt deine reiche Phantasie,  
du möchtest nur träumen, träumen!

O, mög' dir der Himmel, mein Schwesterlein,  
deinen hellen Frohsinn bewahren,  
nie trüben der Augen sonnigen Schein  
und stetsfort dich lassen so glücklich sein  
wie jetzt – mit sechzehn Jahren!